

# Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 130.

Dienstag, 7. Juni

1927.

(20. Fortsetzung.)

## Unter Sonnengluten.

Roman von Erika Grupe-Vörcher.

(Nachdruck verboten.)

Bauer brach ab. Ein neuer dumpfer Stoß fuhr plötzlich von unten heraus. Er erbläzte. Er sah zu Martens hinüber. Auch dessen Züge waren verzerrt.

„Das war wieder ein Stoß! Ich habe mich vorhin nicht getäuscht, Bauer. Wenn es die Vorläufer eines Erdbebens wären?“

Bauer war ein phlegmatischer Süddeutscher, war nicht für Überstürzung. „Gott, es hat schon oft einmal gebrumst, und dann war es doch nichts. Die Schwankungen sind mir gefährlicher, als so ein Stoß von einem Erdbeben, das vielleicht irgendwo in der Südsee oder gar in Australien ist.“

Plötzlich: eine furchtbare Schwankung. Es war, als ob das ganze Haus zur Seite geschoben würde. Eine Sekundenlange, furchterlich bange Totenstille, dann langgezogene Schreie, aus der Nähe, aus der Ferne, Rufe. Aufheulen!

„Jetzt wird's doch ernst!“ schrie Bauer, und eilte der Treppe zu. „Martens, wir müssen machen, daß wir aus dem Hause kommen! Unten auf der Straße sind wir weniger in Gefahr, daß —“

In diesem Augeblick kamen alle aus dem Empfangsalon gestürzt, zuerst Bodo, der seine Mutter hinter sich herzog. Sie wurden schon an der Treppe überholt vom Baron. Mit verzerrten Zügen rannte er herab, immer zwei der breiten, flachen, steinernen Treppen zusammen überspringend. Er hatte in diesen Sekunden, in denen er wie alle anderen Sterblichen um sein Dasein, um sein nächstes Leben bangte, wenig von der weltmännischen Eleganz, mit der er noch vor einer Woche auf seinem Landstich seine Gäste bewirtete!

Und wo war Liane? Dachte niemand an sie? Kam niemand ihr zu Hilfe?

Jetzt wurde es auch im hinteren Teile des großen Hauses lebendig. Die Dienerschaft, die sich noch jenseits des Hoses im ersten Stockwerk befand, stürzte nacheinander die schmale Holztreppe herab, die vom Hinterhaus direkt in den Hof mündete. Den Tagalen sah die Furcht vor dem Erdbeben seit Kindesbeinen im Blute. Sie hatten schlimme Katastrophen mitgemacht. Und deshalb war ihr erster Gedanke bei einem Erdstoß, sich aus den Häusern ins Freie zu retten, um nicht unter den wankenden und berstenden Häuserwänden verschüttet zu werden. Sie boten ein Bild entsetzten Verzweiflens, wie sie nun nacheinander aus allen Zimmern und Winkeln und Gelassen herbeifürzten, um sich in Sicherheit zu bringen. Die Männer ließen mit hocherhobenen Händen und schrien um Rettung zum Himmel. Die Frauen rauften sich die Haare oder hielten ihre Amulette, kleine auf Samt gemalte Heiligenbilder, die ihnen an langen, dünnen Seidenbändern auf der Brust hingen, mit den Händen betend umklampft.

„Misericordias! Jesus, Maria, Joseph! Un temblor!“ (Erbarmen! Jesus, Maria, Joseph! Ein Erdbeben!)

Martens hielt sich an den Rahmen des Fensters und starrte nach der anderen Seite des Hauses hinüber. Liane war nicht zu sehen. Sie kam weder über die hintere Holztreppe, noch tauchte sie im Vorderhause auf,

um vielleicht über die große Treppe ins Freie gelangen zu können.

Ob sie die Größe der Gefahr nicht kannte? Wer warnte sie? Wer dachte an sie?

Die Stöße begannen von neuem. Rückweise, als wenn eine Faust von unten den Boden nach oben stieße. Martens hörte unten noch Bodos Stimme. Er sah jemand irgendeinen Befehl zuzuschreien. Martens beugte sich über das Geländer und rief Bodo zu:

„Sind sie alle unten in Sicherheit? Wo ist Fräulein Liane?“

„Gott, ich weiß es nicht! — In solchen Augenblicken muß doch jeder für sich selbst sorgen und sich in Sicherheit bringen.“

Dann verhallte die Stimme. Sein Ton hatte nicht nur sehr aufgereggt, sondern auch ärgerlich geklungen. Gott, was wußte er in diesem Augenblick von Liane.

In Martens stand der Entschluß fest: er suchte Liane! Für Momente abermals Totenstille ringsum. Auch die Erde schien sich wieder beruhigt zu haben. Für ein Erdbeben gibt es kein Schema. Oft blieb es bei einigen Stößen und Schwankungen, und der Erdboden beruhigte sich wieder; oft gab es auch kleinere Erdbeben, welche mehrere Sekunden dauerten.

Aber die Hoffnung, es könne auch diesmal mit einigen Schwankungen sein, bewendete, war trügerisch. Martens wußte, daß es keine Sekunde zu verlieren gab. Jede Sekunde war kostbar. Der nächste Stoß konnte so furchtbar, so stark werden, daß das Haus über ihm zusammenbrach.

Er lief über das Vestibül, an der großen Treppe vorbei, am Eingang in den Empfangsalon vorüber und in das langgestreckte Speisezimmer hinein. Die Schlafzimmer von Bodo, seiner Mutter und von Liane mündeten alle nach dem Speisesaale.

„Liane!“ schrie Martens in seiner Angst. Dann verbesserte er sich in dem bitteren Gefühl, daß er nicht das Recht besaß, sie so zu nennen: „Fräulein Liane!“

Keine Antwort kam. Das Herz klopfte ihm schwer. Er lauschte mit zusammengepreßten Zähnen. Da begannen die Schwankungen abermals. Aber nicht, wie eben, um nach einer Sekunde wieder aufzuhören. Das alles eben waren nur Vorboten gewesen, Vorläufer! Wohl denen, die sich bis jetzt in einigermaßen gute Sicherheit gebracht hatten und sich im Freien befanden!

Die Erde schien nicht mehr zur Ruhe kommen zu wollen. Furchtbare Schwankungen lösten sich mit ruckweisen Stößen ab. Ringsum begann ein Höllenlärm. Die Balken, welche die Zimmerdecke trugen, knackten im Biegen und Beugen. Von den Wänden rissen die Kalkmassen und stürzten in Stüke zerbrockelnd zu Boden. Die Jalousien an den Fenstern klapperten, wie von unsichtbaren Händen geschüttelt, wirr durcheinander. Von den Ständern stürzten Vasen vornüber, um zu Scherben zu zerspringen, und unmittelbar neben ihm fiel einer der spanischen Ritter in seiner Rüstung prasselnd zu Boden!

„Liane!“ schrie Martens abermals in all den Lärm

in all das entsetzliche Getöse von rings zusammenbrechender Zerstörung hinein. „Liane! Wo sind Sie?“ Da meinte er, in einiger Entfernung eine Antwort zu hören. Er lief dem Klange nach. Er schien aus dem Zimmer von Liane zu kommen. Es lag ganz am Ende des Speisesaales.

Unausgesetzt ihren Namen rufend, lief er weiter, immer tiefer in die Gefahr, immer weiter in das wankende, in allen Wänden schwankende Haus hinein! Da sah er Liane im Rahmen ihrer Zimmertür.

Bleich, zitternd vor Entsetzen, lehnte sie sich an den Türpfosten.

„Um Gottes willen, Fräulein Liane, retten Sie sich auf die Straße! Sie dürfen während eines Erdbebens nicht im Hause bleiben! — Kommen Sie mit mir! Ich werde Sie —“

Er kam nicht weiter. Als ob eine mächtige Erdwoge von unten her das ganze große Haus emporhöbe, so warf ihn eine Schwankung in die Mitte des Zimmers. Er vermochte sich noch am Rande des Billards zu halten. Liane aber schien vor Schreien gelähmt! Sie erlebte zum ersten Male in den Tropen ein Erdbeben, und gleich dieses erste Mal ein Erdbeben von einer Wucht, wie es vielleicht seit Jahrzehnten diese Inseln nicht mehr heimgesucht hatte.

Aber Martens sah um so mehr die Notwendigkeit ein, zu handeln. Hinter ihnen im Zimmer erklang ein starker Krach. Mächtige Kallmassen wirbelten auf und stoben aus der Tür bis in den Speisesaal herein. Gott sei Dank, daß Liane bereits im Saale stand, denn in ihrem Zimmer war bereits eine der Wände, die schon bei den ersten Stößen von oben bis unten geborsten war, zerklaffend vornüber auf den Fußboden gestürzt. Unfehlbar wäre Liane unter den aufwirbelnden Kallmassen erstickt!

Im nächsten Augenblick hatte Martens sie endlich erreicht. Sie streckte ihm die Hände entgegen. „Gott sei Dank, daß Sie an mich denken, mir helfen wollen! Ich bin vollkommen überrascht worden, wußte mir nicht mehr zu helfen! Ich war völlig ratlos!“

Er hielt ihre Hände in den seinen. Einsam waren sie hier oben, völlig von den anderen verlassen, die nur an ihr eigenes Leben dachten. Wie dankte er dem Zufall, daß er überhaupt Liane noch hier wußte und sie rechtzeitig vermisste! — Aber nun kein Jögern, kein Abwarten mehr! Fort — hinab!

Da riß er sie in seine Arme und lief einige Schritte mit ihr zurück und weiter ins Zimmer hinein. Im nächsten Augenblick stürzte das gewaltige, breite und massive Büffett nach vorn und schlug auf den Boden nieder. Er hatte das Schwanken des schweren Möbelstückes gesehen, da sie unmittelbar in seiner Nähe standen. Ein Teil der Wand brach hinter dem Büffett nieder. Klirrend und mit laut zerberstendem Knall zerbrachen unzählige Gläser, Teller, Kristallflaschen, gläserne Schüsseln, welche im Büffett ihre Aufstellung gefunden. Es war ein fürchterliches Meer von Scherben und Splittern. Noch in letzter Sekunde hatte er sie beide davor bewahrt, daß das Möbel sie unter sich begrub und die Scherben sie zerschlägt hätten.

Nur dumpf in all der Erregung und dem Schreien fühlte Liane, wie sie in diesem Augenblick durch seine Geistesgegenwart gerettet worden war. Sie vermochte noch nicht wieder zu gehen. Der fürchterliche Knall lähmte sie. Das merkte er. Er hielt sie stark in seinen Armen, und bettete ihr Haupt an seiner Schulter — wie ein Kind, das sich zu bergen sucht.

Unwillkürlich, in dem Bedürfnis, sie zu beruhigen und ihr in der fürchterlichen Angst wohlzutun, strich er ihr über das Haupt, ganz leise, mit hastigen, zitternden Händen!

Sie schloß unter seiner Berührung für Sekunden die Augen. Wie lange, o, wie lange nicht mehr hatte jemand so gütig, so liebevoll, so schützend ihr über das Haupt gestrichen!

Dann raffte er sich auf. Die furchtbare Gefahr des Augenblicks zwang ihn, der Sichtigkeit dieser wenigen Sekunden ein Ende zu bereiten. Es galt das Leben! Immer wieder trat für kurze Pausen Ruhe ein. Der Erdboden schien sich zu beruhigen. Man schöpfte Hoff-

nung, es werde sein Bewenden haben. Aber immer von neuem platzte dann ein gewaltiger Stoß vom Innern der heftdurchwühlten Erde nach oben und hob den Erdboden zu Schwankungen nach allen Seiten. Sekunden waren es jedesmal nur, Sekunden! Und jedem, der sie durchlebte, schienen sie gleich Stunden fürchterlicher Angst und Lebensgefahr!

Sie kamen beide durch das langgestreckte Speisezimmer bis an das Treppenhaus, immer sich bei den Schwankungen an den Möbeln festhaltend, um dann in den wenigen ruhigen Augenblicken einige Schritte vorwärts zu springen. Immer wieder suchten sich ihre Hände, um miteinander die wenigen Schritte vorwärts zu kommen — und immer wieder türmte sich irgendwo Hindernis vor ihnen auf, das sie zwang, sich zu trennen, um über die umgefallenen Stühle und Tische, die großen Blumenvasen mit ihren geschnittenen Ständen, über große Schutthaufen der herabgeplatzten Kallwände hinwegzukommen.

„Nur vorwärts!“ stammelte Martens, sie immer wieder anfeuernd, wenn der Schrecken sie lähmen wollte und die Hindernisse schier unüberwindlich dünkteten. „Nur vorwärts! Das Haus ist in diesem Teile mit schweren, roten Ziegeln bedeckt. Wenn es einstürzt, können wir unter ihm begraben werden!“

Da — ein furchtbare Getöse! — Ein Bersten und Krachen, als öffne sich der Höllenschlund und verschlänge die ganze Stadt mit ihren Häusermassen! Beide hemmten unwillkürlich den Schritt. Der Lärm kam von draußen.

„Was ist geschehen?“ Es kam ihnen wie aus einem Munde. Martens befand sich an der Tür, die zum Empfangsalon führte. Die Fenster, die vorhin wegen der Hitze mit Jalousien verhängt gewesen waren, boten jetzt einen Blick ins Freie. Ein einziger Blick genügte Martens, um durch die leeren Fensterhöhlen, an denen die Jalousien längst herabgesunken waren, die Katastrophe zu erkennen.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Geheimnis einer Frau.

(Skizze aus dem alten Russland.)

Von Percy Rudd.

Der herannahende Abend schickte schon seine Schatten auf die Straße, als ich auf dem Newsby-Prospekt auf jenes Haus zustrebte, wo ich bei den Kindern eines englischen Kaufmanns als Erzieherin wirkte.

Blößlich huschte ein Mann an mir vorbei, so daß wir auf der Schwelle beinahe zusammenstießen. Er blieb in der Halle stehen und schlug die Tür hinter mir zu.

„Das hier ist ein englisches Haus, nicht wahr, und Sie sind eine Engländerin?“ fragte er, mit besorgten Blicken um sich schauend.

Ich nickte bestehend. Er seufzte tief auf, als wäre er einer sehr, sehr großen Gefahr entgangen. Interessiert sah ich ihn an. Es war ein großer, magerer Mann, sein Gesicht war blass und aus seinen Augen sprach entstiegene Angst.

„Sie staunen, wer ich bin . . . und warum ich hier bin?“ sprach er.

Ich stand sowohl die Frage, wie auch sein ganzes Benehmen sehr sonderbar. „Wünschen Sie Herrn Bruce zu sprechen?“ fragte ich.

Er schüttelte traurig den Kopf. „Ich kenne Herrn Bruce nicht, ich weiß bloß, daß er ein Engländer ist, daß auch Sie eine Engländerin sind und daß ihr freie Menschen seid und mit der Freiheit kompatibel. Deshalb bin ich zu euch gekommen — um eure Hilfe!“

Ich wußte ihm, mir zu folgen. Leise gingen wir durch die Vorhalle in mein Zimmer, wo ich wußte, daß man uns nicht stören würde. Fast flüsternd begann er mir seine Lebensgeschichte zu erzählen. Er war ein vornehmer Edelmann. Er hatte große Ideen. Er hatte die eiserne Hand der Macht und es schmerzte ihn, wenn er seine Bauern im Soh der Tyrannie sah! Unvorsichtigerweise erzählte er in gewissen Kreisen, wo er nur Freunde vermutete, von den Ansichten, die er sich über die Führung der Staatsgeschäfte gebildet hatte und nun sind ihm die Bluthunde des Zaren auf der Spur. Gest hätte man ihn in seinem eigenen Hause festgenommen. Gest hat er sich hierher, in das englische Haus, geflüchtet, weil jeder denkende Russe kennt und schämt. Er stellte sich

unter meinen Schuhs, von mir hängt es ab: ob ich ihn retten oder preisgeben will. Ich, ich allein siehe zwischen ihm und den Bergwerken Sibiriens!

Wir sahen eine Weile still da, als uns plötzlich schrilles Läuten auffiigte. Ich hörte die Schritte des Stubenmädchens in der Halle und instinktiv fühlte ich die kalte Luft, die beim Öffnen der Tür hereinströmte. Dann verabschieden wir den verschwommenen Lärm eines Wortwechsels und mit grausamer Schärfe schlug eine Männerstimme an mein Ohr: „Wir müssen das Haus durchsuchen.“

Auch der Russe hörte es. „Gott sei mir gnädig! Sie sind mir auf der Spur!“

Verzweifelt blickten wir einander an. Gibt es keine Hoffnung?“ fragte er mit bedauernswertem Traurigkeit.

Hundert Gedanken zuckten gleichzeitig durch mein Gehirn, in jedem einzelnen leuchtete die blassen Hoffnung auf Rettung auf. Ich winkte ihm, dort zu bleiben, wo er stand. Ich öffnete die Tür und sie hinter mir rasch schließend, blickte ich in die Halle hinunter, wo das Stubenmädchen noch immer mit den ungebetenen Gästen verhandelte. Es waren ihrer drei, und als sie mich erblickten, verneigten sie sich ziemlich höflich. Ich fragte sie, was sie wollten, worauf mir der eine von ihnen, wahrscheinlich der Chef, erzählte, daß sie jemand hierher geflüchtet hätte, den sie auf Befehl des Senators verhaftet müssten.

Ich beschlebte Überraschung. Ich sagte, daß hier wahrscheinlich ein Irrtum vorliegen dürfte, doch würden wir ihm selbstverständlich nicht im Wege stehen. Ich zweifelte nicht, daß ihnen Mr. Bruce jede verlangte Hilfe gewähren würde. Ich bat sie, sich bis dahin ins Empfangszimmer zu bemühen und einige Minuten zu warten, bis ich Mr. Bruce hierher holen lasse.

Als sich die Tür hinter ihnen schloß, schickte ich das Stubenmädchen, um Mr. Bruce, dessen Bureau sich auf der entgegengesetzten Seite des Hauses befand. Ich aber eilte in mein Zimmer hinauf, zu meinem sonderbaren Gast, und winkte ihm, mir zu folgen. Wir blickten über die Treppe in den ersten Stock, bis wir endlich in ein dunkles Zimmer kamen, in welchem bloß einige schwach blinzelnde Kerzen ein Licht verbreiteten. Alles war im Dunkel gehüllt, bloß auf das Bett fiel der Schein, wo die blassen Umrisse einer Gestalt zu sehen waren.

Ich erfaßte die Hand des Russen und schaute ihm in die Augen. „Freund“, sprach ich zu ihm, „seien Sie stark. Wir sind in einem Totenzimmer.“

Er fuhr zusammen und sah mich verwundert an.

„Einer unserer Diener, ein armer, lieber Junge, ist gestern gestorben. Eben hat man seinen Sarg gebracht.“

Seine Augen folgten forschend meinem Finger, mit welchem ich auf einen neben dem Bett stehenden Sarg zeigte. Während er noch immer verwundert dreinblickte, flüsterte ich ihm leise, aber bestimmt ins Ohr: „Sie müssen sich hineinlegen!“

„Der Himmel sei mir gnädig!“ rief er, „ich kann nicht!“

Die gespensterhafte Stille des Zimmers wurde vom Lärm der Gespräche und Schritte, die von der Treppe heraufdrangen, unterbrochen.

„Naß!“ sprach ich flehend, „Sie kommen schon! Wenn Sie uns hier antreffen, können wir beide in den lebendigen Tod gehen!“

Als wäre in diesem Augenblick alle Verzweiflung und aller Schrecken aus seinem Herzen gewichen, kniete er nieder und erfaßte meine Hand: „Verzeihen Sie mir?“ fragte er mit gesenktem Kopf. Dann legte er sich, ohne meine Antwort abzuwarten — er mag sie vielleicht aus meinen Augen gelesen haben — in den Sarg. Ich tat den Deckel rasch darauf und eilte aus dem Zimmer, so daß ich bereits auf dem Korridor stand, als Mr. Bruce und die Detektive auf der obersten Stufe anlangten.

„Gestatten Sie, meine Herren, daß ich Sie aufmerksam mache“, sagte ich, „wir haben in diesem Zimmer einen Toten!“

Sie traten leise ein und witterten schlau herum. Scheinbar lächelte ich über ihre Detektivarbeit, aber innerlich fühlten meine Nerven einen verkrüpten Tanz auf und mein Herz pochte laut. Der Führer trat zum Sarg, blieb dort stehen. Er warf einen Blick auf das Bett, dann wieder auf den Sarg. Wenn er hineinschaut?

Ich meinte, das Haus müsse einsinken. Erschöpft sank ich auf einen Stuhl. Halb bewußtlos sah ich, wie sie sich langsam verneigten und sich unter vielen Entschuldigungen entfernten. Das Knarren der Tür und der Lärm der sich entfernenden Schritte erweckten mich wieder zum Leben. Ich war allein — allein mit dem Toten und mit dem Sarg. Die Bluthunde waren fort.

Der Russe hielt sich eine Woche in unserem Hause verborgen, bis es mir endlich gelang, ihm zu verbauen, in den Kleiderkammern unseres Kutschers bis zum Hafen zu entkommen.

Nach einem Monat dankte er mir aus London für seine Lebenrettung. (Deutsch von Grete Neufeld.)

## Das Meisterstück.

Anecdote von Bernhard Neffe.

Lange Zeit machte eine Bande von Taschendieben, die mit dem unerhörtesten Raffinement arbeitete, die internationale Luxusgüte unsicher, aus denen sie sich eine reiche Beute holte. Auch die gewieitesten Beamten versagten. Da entschloß sich der Direktor der Kriminalabteilung, ein Oberregierungsrat, der als Kriminalist einen internationalen Ruf hatte, selbst einzutreten. In der Tat gelang es ihm, zwei der Gauner, die unglücklicherweise ihn als Dober sich aussehen hatten, abzufangen.

Wie so oft, kam auch hier der Polizei ein Zufall zu Hilfe, die ganze Bande aufzubieben. Einer der beiden Diebe, ein junger Bursche und blutiger Anfänger, hatte, bevor er an die „Arbeit“ ging, unterlassen, einen schon frankierten Brief aufzugeben. Er trug die Adresse einer in der Gesellschaft bekannten und beliebten Persönlichkeit, die im vornehmsten Villenviertel ein offenes Haus führte, den elegantesten Chryslerwagen besaß und bei den Rennen mehrere Pferde laufen ließ.

Die Nachforschungen führten zu einem überraschenden Resultat: der Villenbesitzer war das Haupt der Diebesbande, der anstellige junge Leute, die für den schwierigen Beruf Begabung zeigten, nach seiner von ihm erfundenen und erprobten Methode bis zur Reife ausgebildet und dann gegen entsprechende Beteiligung für sich „arbeiten“ ließ. Sein eigener Chryslerwagen brachte ihn hinter Schloß und Riegel.

Der Oberregierungsrat führte die Untersuchung des interessanten Falles selbst weiter. Der Meisterdieb, der seinen Fall seineswegs tragisch nahm, bewahrte durchaus die Haltung eines Mannes von Welt, und gab in so liebenswürdiger Weise über seine Methode jede gewünschte Auskunft, daß der Oberregierungsrat auf den Gedanken kam, daß seine Beamten von dieser Kapazität viel lernen könnten. Er fragte daher den Gauner, ob er bereit wäre, Theorie und Praxis seiner interessanten Methode vor einem Kollegium von Fachleuten in einem zusammenhängenden Vortrag zu behandeln. Der erklärte das Anerbieten für eine besondere Auszeichnung und gab bereitwillig seine Zustimmung.

Im kleinen Sitzungssaal des Polizeiviertels sammelte sich ein erlesener Kreis. Außer den ersten Beamten der Kriminalabteilung waren der Justizminister, der von dem eifrigsten Oberregierungsrat über den außergewöhnlichen Fall unterrichtet worden war, und eine große Anzahl hoher Justizbeamter, die anerkannten Kriminalisten aus dem ganzen Reich, erschienen. Dieses von Fachkennissen geschwollene Auditorium wußte der Vortragende durch die glänzende Form seiner theoretischen Ausführungen und durch die Eleganz seiner verblüffenden Demonstrationen auf das lebhafte zu fesseln. Die Kriminalbeamten bekamen heiße Ohren vor Freude darüber, daß ihnen auf so bequeme Art die schwierigsten Triebe verraten wurden, und die Staatsanwälte und Richter schmunzelten in der Erwartung des reichen Materials, das ihnen auf Grund dieser neuen Kenntnisse die Kriminalbeamten bald aufzuführen würden. Der Justizminister nickte bedenklich und wohlwollend dem Oberregierungsrat zu, der stolz auf diesen glänzenden Einfall am Schlüsse des Vortrages es sich nicht versagen konnte, dem interessanten Untersuchungsgefangenen an dem Rednerpult seine Anerkennung über das Vernommene zum Ausdruck zu bringen.

Der Meisterdieb nahm das Lob mit einer tadellosen Verbeugung entgegen, erklärte, daß er die freundlichen Worte des Herrn Oberregierungsrats wohl zu schämen wisse und bat die auseinandergehende Versammlung noch um einen Augenblick Gehör. Denn, fuhr er fort, für diese Anerkennung aus berufenem Munde müsse er sich erkenntlich zeigen. Er wolle der hohen Versammlung gestehen, daß seine Ausführungen und Demonstrationen sich nur auf die Methode besogen hätten, die für die Anfänger und Lehrlinge seines interessanten und eindrücklichen Berufes in Anwendung käme. Er selbst als Meister vom Fach — und diese Erklärung sei er seiner Berufsehre schuldig — arbeite allein nach einer ganz anderen Methode. Darüber nähere Ausführungen zu machen, sei er leider nicht in der Lage, weil er sich sonst in seinem Einkommen schädigen würde. Aber aus Dankbarkeit für die Anerkennung wolle er der hohen Versammlung von der Wirkung seiner Spezialmethode einen bescheidenen Beweis erbringen. Damit griff er in die Tasche und überreichte dem Oberregierungsrat mit einem verbindlichen Lächeln eine goldene Uhr und dem Oberstaatsanwalt eine Briefstange. Die Herren fühlten unwillkürlich nach ihren Taschen, erkannten in jähem Schrecken, daß sie leer waren, und nahmen sprachlos vor Erstaunen ihr Eigentum zurück, das während des Vortrags auf eine ihnen unerklärliche Weise in die Tasche des Meisterdiebes geraten war.

## Affen.

Von Marie Henriette Steil.

Im Käfig der Makaken hockte als einziges seiner Art ein junges Silberäffchen mit geschrägtem Fell zitternd und zähnellaupend im Stroh. Es tror und fürchtete sich ganz furchtbar.

Unbegreifliches Geschehen, eine grausame Nacht hatte ihm seine Welt geraubt. Seine Welt, das war bis heute ein weiches, langhaariges Fell gewesen an einer treuen Mutterbrust, und Liebe, Wärme, Saltstein und Geborgensein. Järtliche Mutterhände hatten mit ihm gespielt und gekoxt, und eine süße, wohlbekannte Stimme hatte den lieben langen Tag mit ihm geplaudert, gezwitschert und gesurrt.

So war es immer gewesen, von Anfang an, seit für das Silberäffchen die Welt bestand.

Aber dann war das Unglück gekommen, über Nacht, das große, unbegreifliche Unglück. Unbegreiflich, denn das Affenkind wußte nichts von Menschen, die Handel treiben mit fühlenden Tieren wie mit toter Ware.

Die Nacht hatte das Silberäffchen noch friedlich in der Mutter-Arm geschlafen, so süß, so warm, aber als es am Morgen die Augen aufschlug, lag es frierend im Stroh des großen, fremden Makakentäfigs. Verwundert hatte es sich die Augen gerieben und tastete die Händchen ausgebreitet nach dem gewohnten warmen Pels, aber es griff ins Leere, nachdem Mutter war fort. Statt ihrer umsprang es die wilde Horde der kreischenden Makaken.

Da begann das Silberäffchen jämmerlich zu quälen, und als gar eines der übermütigen Makakentinder es neidend an seinem wunderschönen, nachtschwarzen Schwanze zupfte, verdrehte es die Auglein und tat, als ob es gleich in Krämpfe siele vor Angst.

Eine mütterliche Makakendame aber setzte all seinem Schreien die Krone auf, als sie das niedliche Affchen liebevoll zu ihrem Sproßling in die Arme nahm, da schrie es so durchdringend und strampelte so verzweifelt, daß die Affin das ungeberdige Pflegekind unwillig wieder fallen ließ.

Halbtot von den ausgestandenen Angsten blieb das Affchen sitzen, wo es hingekollert war, im Winkel bart am Gitter des Nebenkäfigs, den es noch gestern mit seiner Mutter bewohnt hatte, und in dem jetzt ein riesengroßer, mürrischer Schimpanse saß. Trotz der gefährlichen Nachbarschaft wagte es nicht, sich von der Stelle zu rühren, auch nicht, als der Wärter mit dem Futter kam, so sehr es auch der Hunger plagte. Hier batte es wenigstens Ruhe vor den Makaken, die die Nähe des Schimpansen vorsichtig mieden.

Bösartig schien Jimmy, der Schimpanse, nicht zu sein. Anscheinend nicht erbaut von seiner neuen, etwas engen Wohnung, saß er mürrisch da und wandte den vorlauten Makaken verächtlich den Rücken. So begnügte das Silberäffchen sich damit, die Bewegungen des Riesenaffen sorgfältig zu überwachen und blieb ungestört am Gitter hocken, bis endlich die Nacht hereinbrach.

Als auch der letzte Makake eingeschlafen war, verlor das unglückliche Affenkind sich so gut es ging im Stroh. Dann lag es schlaflos, stundenlang, frierend und bungend mit schmerzenden Gliedern, die steif geworden waren vom ungewohnten Kauern auf harter Unterlage. Manchmal regte sich ein Makake im Schlaf, aber der Schimpanse schlief fest, das Silberäffchen hörte deutlich sein Schnarchen. Mit wachen Sinnen spürte es in die Dunkelheit. Der Hunger wurde nagender, die Kälte beißender, je weiter die Nacht vorrückte, unerträglich schmerzten die kleinen Glieder und auf einmal begann das verlassene Affchen laut zu klagen. Zu jämmerlichen Tönen rief es nach der Mutter, streckte verzweifelt die kalten Händchen aus — da hörte es dicht neben sich einen Ton, der es vor Glück erbebten ließ, ein zärtliches Gurren, genau wie es die Mutter hören ließ, wenn sie ihr Kind zum Schlaf in die Arme nahm.

Auf steifen Beinchen kroch das Affchen — der losenden Stimme nach, zwängte sich durch ein Gitter, da war das Gurren ganz nahe, Wärme kam ihm entgegen und ein weiches Fell und eine schüttende Brust. Selig tuschelte sich das Affenkind in die Wärme, versank in einem Wald von Haaren, fühlte noch eine zärtliche Hand auf seinem Köpfchen, und dann war nichts mehr als Schlaf, tiefer Schlaf der Erschöpfung.

Die Makaken erhoben morgens ein großes Geschrei, als sie das winzige Silberäffchen vergnügt in den Armen des großen Schimpansen sitzen sahen.

Auch die Menschen waren erstaunt ob des ebenso seltsamen wie zärtlichen Pflegewalters. Jimmy, der Schimpanse, saß es an ihrem Menenpiel. Doch ließ er sich nichts merken und stellte sich dumm, denn er war ein Weltweiser.

Aber er dachte sich eins.

## Gesellschaft und Mode

Das Neueste auf dem Tanzkongreß. Ein Welt-Tanzkongreß tagt wieder einmal in Paris, und von allen Ecken des Erdalls sind die Meister der Tanzkunst zusammengekommen, um die neuesten Moden zu beurteilen, die uns im Ballaal droben. Die drei wichtigsten neuen Tänze, die vorgeführt wurden, sind der "Budapest", der "Amerikanische Black-Bottom" und der "Heebie-Jeebie". Der "Budapest" kommt, wie schon der Name besagt, aus Ungarn und erinnert zunächst in seinen langsamem gleitenden Schritten an den Boston, geht aber bald in das wilde Tempo der Polka über, dem sich "Charlestonische Züge" beimischen. Die neue Form des "Black-Bottom" ist eine Abschwächung der wilden Sprünge, die ursprünglich mit dem Tanz aus Amerika kamen, und auch der "Heebie-Jeebie", der sich als ein Gemisch aus Fox-trott, Shimmy, Bluz, Komödientanz und Charleston darstellt, ist trotz seines rasanten Gestampfes nur eine zahme Ausgabe der tollen Verrenkungen, denen die Neger bei diesem Tanz busidigen.

## Hygiene und Heilkunde

Moderne FieberanSchauungen. Wie so vieles in der Medizin, haben sich auch die Anschauungen der Ärzte über das Fieber in den letzten Jahren völlig gewandelt. Während man es früher für eine unbedingt schlimme, um jeden Preis zu unterdrückende Erscheinung hielte, wird heute, wie in der englischen Zeitschrift "Modern Science" ausgeführt wird, die erhöhte Wärme als Reaktion des gesunden Zellengewebes gegen die schädlichen Reize der Mikro-Organismen oder ihrer toxischen Gifte betrachtet, und ihr eine vorwiegend schützende Tätigkeit zugeschrieben. Die unterschiedlose Herabsetzung der Temperatur durch Arznei wird in der modernen Medizin heute nicht annähernd so oft angewendet wie früher. Man nimmt an, daß die Temperaturerhöhung ein Anzeichen genügender Widerstandsfähigkeit des lebendigen Protoplasmas gegen die Angriffe der Ansteckungsreger sein dürfte, und daß die Wirkung der guten Fiebermittel nicht auf der Temperatur-Herabsetzung beruht, sondern darauf, daß sie die spezielle Krankheitsursache angreifen. In Pflanzenpathologie erfahrene Beobachter konnten sogar nachweisen, daß selbst in Fällen von Parasitenangriffen auf Bäume eine Temperaturerhöhung als Gegenwirkung eintritt; daher sprechen Botaniker von "Pflanzenfieber". Natürlich ist nicht anzunehmen, daß Fieber oder sehr heißes Blut in seinem Fall schädlich für den Körper sei. In den letzten Jahren haben gewisse Experimente bewiesen, daß eine Blutwärme, die eine bestimmte Höhe übersteigt, den Zellen des Zentral-Nervensystems dauernden Schaden zufügt. Der sogenannte "Sonnenstich" ist die Folge einer Schädigung der Gehirnzellen, besonders der dem Bewußtsein zugehörigen, durch zu heißes Blut. Wenn diese Zellen nur in geringem Grade beschädigt werden, kann der Kranke sich wieder erholen und nur etwas "nicht ganz richtig im Kopf" bleiben; wenn die Zellen stark überhitzt werden, wie bei "Hitzschlag", tritt der Tod durch Kollaps ein, ohne daß der Kranke das Bewußtsein wiederlangt hat. Ein solcher Hitzschlag kann auch in der Sonne nicht zugänglichen Räumen eintreten, wie z. B. im Heizraum eines Dampfers im Roten Meer. Andererseits ist die Senkung der Temperatur unter das Normale ebenso verhängnisvoll. Großer Wärmeverlust drückt die Gewebe zusammen, wodurch der Tod erfolgt. Der den Gerichten bekannte "Tod durch Auskühlung" wird durch Wärmeverlust verursacht.

Bandwurmkuren mit Kürbisernen. In der von Prof. Dr. C. Adam (Berlin) geleiteten Zeitschrift für ärztliche Fortbildung macht Dr. Gellhans in Rüstungen Mitteilung von einer bequemen und erfolgreichen Bandwurmkur, und zwar mit italienischen Kürbisernen. Er nahm die Kur zunächst mit den Kürbisernen allein vor. Dabei zeigte sich, daß der Patient nur mit Mühe die ganz gehörige Portion von reichlich 200 Gramm Kürbisernen essen konnte, seine Kinnbaden ermüdeten so sehr, daß es eine harte Arbeit war, die Kerne richtig zu zerlaufen. Dr. Gellhans überlegte, ob nicht durch die Vereinigung von Kürbisernen- und Filzkat. ein Vorteil zu gewinnen sei. Er verordnete am Tage der beginnenden Kur Dicht, am Abend 60—70 Gramm Kerne, fein zerhakt, mit etwas Preiselbeeren, einem kleinen Stückchen Brot und einer Tasse Tee und am folgenden Morgen 5—6 Gramm Filzkat. in Kapseln und einige Gramm Nüsanusöl. Der Erfolg war vollständig, der Bandwurm ging restlos ab.